

Werk

Titel: Der Schlegel-Tiecksche Shakespeare

Autor: Bernays, Michael

Jahr: 1865

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?338281509_0001 | log22

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Der Schlegel-Tieck'sche Shakespeare.¹⁾

Von

Michael Bernays.

Dass die deutsche Literatur sich einer vorzüglichen Uebersetzung der Dramen Shakespeare's von Schlegel und Tieck rühmt, das weiss jeder, der überhaupt von deutscher Literatur etwas weiss. Wie sich nun aber die Uebersetzer in ihren Leistungen zu einander verhalten, ob sie ihre Thätigkeit gemeinsam begonnen und fortgesetzt oder wie sie sich in die schwierige Arbeit getheilt haben, — davon genaue Rechenschaft zu geben, möchte selbst manchem der Literaturgeschichte nicht Unkundigen schwer fallen. Arglos spricht man von der „Schlegel-Tieck'schen“ Uebersetzung eines Werkes, gleich als ob beide Männer jedes Stück in Gemeinschaft übertragen hätten, oder man schreibt dem Einen die Arbeit des Andern zu — und Schauspieler wie Theaterzettel wissen gar von einer „Schlegel-Tieck'schen Bearbeitung“ eines Shakespeare'schen Dramas zu reden. Schlegel war also doch wohl nicht ganz und gar im Unrecht, wenn er wenige Jahre vor seinem Tode missmuthig bemerkte: seine Arbeiten seien unbekannt; das ältere Publikum habe sie vergessen und das jüngere noch nicht kennen gelernt.

¹⁾ Unveränderter Abdruck aus der „Kölnischen Zeitung“ vom 14. September 1864.

Und doch sollten diejenigen, die eine Theilnahme für unsere Literatur nicht verläugnen, mit der Entstehung und Beschaffenheit eines Werkes, welches so bedeutsam in unsere literarische Bildung eingegriffen hat, wohl näher bekannt sein, um so mehr, da durch diese Kenntniss die Einsicht in den grösseren oder geringeren Werth der einzelnen Theile des Werkes bedingt wird. Wir haben in diesem Jahre das Säcularfest der Geburt Shakespeare's begangen; mit gerechtem Selbstbewusstsein gedachten wir der Verdienste, die wir uns um die Anerkennung seiner Grösse, um die Würdigung seines Geistes erworben; eine kurze Geschichte des Werkes, welches vor Allem die Kenntniss des Dichters unter uns verbreitet und für immer sicher gestellt hat, mag daher in dieser Zeit nicht unwillkommen erscheinen. —

Zwanzig Jahre lang hatte man sich mit der von Eschenburg verbesserten und ergänzten Wieland'schen Uebersetzung begnügt, als August Wilhelm Schlegel, um das Jahr 1796, sich anschickte, den Dichter aufs Neue, und zwar — hierin bestand das Wagniss und die Neuerung — im engen Anschlusse an die Form des Originals zu übertragen. Eben hatte Goethe's Wilhelm Meister in den Kreisen einer vorwärts strebenden, dem Höheren und Besseren zugewandten Jugend die Begeisterung für den britischen Dichter neu entzündet; zum ersten Male wieder seit zwei Jahrzehnten hatte sich einer der Grössten der Nation mächtig und eindringlich über ihn vernehmen lassen. Die Worte, in denen hier die Einzigkeit, die allumfassende Gewalt des Shakespeare'schen Genius gepriesen wurde, mussten Manchem wie dunkelgeheimnissvolle Sprüche tönen, die nur durch ein unbefangenes, allseitiges Studium des Dichters ihr Licht erhalten konnten, und die Art, wie hier mit kühnem Scharfblicke und weisem Bedachte eines seiner schwierigsten Werke zergliedert und im schönsten Sinne des Wortes erläutert worden, erschien als ein lehrendes Muster für jeden, der Verlangen trug, in das Innere der Shakespeare'schen Welt zu dringen und den Geist ihres Schöpfers zu ergründen. Man fühlte, dass ohne die liebevollste Hingabe an den Dichter ein solches Verständniss nicht zu erringen sei.

Im günstigsten Zeitpunkte trat also die neue Uebersetzung hervor. Aber auf das, was sie Neues bot, konnte man kaum vorbereitet sein. Der Vers hatte auf unserer Bühne, seitdem der Alexandriner in Missachtung gesunken war, noch nicht die Herrschaft, kaum eine gelegentliche Duldung erlangt. Wilhelm Meister hielt sich daher bei der Uebertragung des Hamlet an die Prosa, der er nur eine lebhaftere Bewegung zu geben suchte, wie wir aus den

im sechsten und elften Kapitel des fünften Buches mitgetheilten Bruchstücken ersehen, und Goethe selbst deutet nirgends an, dass er eine metrische Uebersetzung für wünschenswerth oder nur für möglich halte. Schlegel, der inzwischen die thatsächliche Ueberzeugung von dieser Möglichkeit gewonnen, liess im Jahre 1766 in Schiller's „Horen“ Proben seiner Arbeit erscheinen: das dritte Heft brachte Scenen aus dem zweiten Akte von „Romeo und Julie,“ an denen er später nur hier und da ein Wort glücklich geändert, das sechste den ersten Akt des Sturmes, der nachher von Neuem durchgearbeitet ward.¹⁾ Zugleich aber schien es ihm gerathen, sein Unternehmen, indem er es ankündigte, auch zu rechtfertigen und die Nothwendigkeit desselben darzuthun. Ein vortrefflicher Aufsatz im vierten Stücke der „Horen:“ „Etwas über William Shakespeare bei Gelegenheit Wilhelm Meisters,“ liess erkennen, dass er der Mann sein werde, die Schwierigkeiten der Aufgabe, die er wahrlich nicht unterschätzte, zu bezwingen. Er sprach es aus, dass, wenn der Dichter Shakespeare zur Erscheinung kommen sollte, er sich in den Formen zeigen müsse, die er selbst gewählt; „eine poetische Uebersetzung, welche keinen von den charakteristischen Unterschieden der Form auslösche und seine Schönheiten, so viel möglich, bewahrte, ohne die Anmaassung, ihm jemals andere zu leihen, welche auch die missfallenden Eigenheiten seines Stils, was oft nicht weniger Mühe machen dürfte, mit übertrüge,“ eine solche Uebersetzung, wagte er zu behaupten, „könnte in gewissem Sinne noch treuer, als die treueste prosaische sein,“ und nur in einer solchen treuen und zugleich poetischen Nachbildung werde es möglich, „Schritt vor Schritt dem Buchstaben des Sinnes zu folgen und doch einen Theil der unzähligen, unbeschreiblichen Schönheiten, die nicht im Buchstaben liegen, die wie ein geistiger Hauch über ihm schweben, zu erhaschen.“ Wohl selten ist eine kühn gewagte Behauptung so glänzend durch

¹⁾ Will man eine Vorstellung davon haben, wie sich Schlegel's Kunst binnen kurzer Zeit vervollkommnete und er in seiner Methode sicherer und kühner wurde, so vergleiche man diese ältere Form mit der uns bekannten späteren Uebersetzung. So hatten z. B. Miranda's bekannte Worte: „Herr, die Geschichte könnte Taubheit heilen,“ ursprünglich gelautet: „Ein Tauber müsst' auf die Geschichte horchen“ (*your tale, sir, would cure deafness*). — Es bleibt zu bedauern, dass „Romeo und Julie“ das Stück, an welchem er sich zuerst geübt und welches zuerst erschien, eine spätere Durcharbeitung nicht erfahren hat. Auch nur in diesem Stücke hat er von der Freiheit, die er sich vorbehalten, die gereimten fünffüssigen Verse des Originals mit dem Alexandriner zu vertauschen, einen ausgedehnten Gebrauch gemacht.

die That gerechtfertigt worden. In rascher Folge — Schlegel's Fleiss war in jenen Jahren eben so ausdauernd wie ergiebig — traten von 1797 bis 1801 acht Bände des neuen Shakespeare ans Licht, jeder zwei Dramen enthaltend. Dann aber rückten andere Arbeiten in den Vordergrund. Schlegel ward ganz vom Studium der südlichen Dichter hingenommen, und Calderon, den er zuerst bei uns eingeführt, hielt ihn mit seinem Zauber gefangen. Zwar schrieb er an Gries im Jahre 1803, dass er den Shakespeare gewiss vollende und noch im Sommer 1809 als Gries ihn in Coppet besuchte, sprach er dieselbe Absicht aus, obschon er unverhohlen bekannte, dass er das poetische Uebersetzen von Herzen satt habe. Die frische Lust der Arbeit kehrte nicht wieder: nur noch ein Band folgte den früheren (1810); er enthielt Richard III — und von seiner ferneren Beschäftigung mit Shakespeare zeugt nur das kostbare Bruchstück aus dem Anfange des „Macbeth,“ das Böcking im vierten Bande der Schlegel'schen Werke (S. 271—73) mitgetheilt und Tycho Mommsen in seine Uebersetzung der Tragödie aufgenommen hat.

Die neun Bände nun, die Schlegel herausgab, umfassen siebenzehn Stücke: „Romeo,“ „Sommernachtstraum,“ „Julius Cäsar,“ „Was ihr wollt,“ „Sturm,“ „Hamlet,“ „Kaufmann von Venedig,“ „Wie es euch gefällt,“ und die englischen Historien mit Ausnahme „Heinrichs VIII. ¹⁾

Aus den früheren Uebersetzungen konnte die Grösse des Dichters von empfänglichen Gemüthern nur geahnt, aus dem, was hier geleistet war, musste sie erkannt werden. Doch man glaube nicht, dass dem Werke gleich von Anfang an die Würdigung zu Theil geworden, auf die es so gerechten Anspruch hatte. Ein Werk wie dieses, das sich nicht zu den Anschauungen des Publikums herablässt, sondern sie erhöhen und erweitern will, ein solches Werk muss sich erst seine Leser heranbilden und manches platte Urtheil, manchen oberflächlichen Lobspruch über sich ergehen lassen, ehe eine einsichtsvolle Anerkennung Raum gewinnt. Nachdem sechs Bände erschienen waren, äusserte Schlegel (Athenäum 3, 327), noch sehe er einer gründlichen Beurtheilung vergeblich entgegen. Und allerdings war nicht viel Gründlichkeit zu erwarten, wenn unter denen, die sich ein öffentliches Urtheil anmaassten, sich gar „ein wackerer Mann“ befand, dem „das Schicksal ein Exemplar des eng-

¹⁾ Ob Gries wirklich, wie berichtet wird (Aus dem Leben von I. D. Gries, S. 91), in Coppet einen Theil von Heinrich VIII fertig gesehen, muss dahingestellt bleiben. (Vgl. Schlegel's Brief an Tieck, Genf, 4. April 1809.)

lischen Shakespeare versagt“ und dem es daher genügte, sich zum Behufe seiner Recension „der ehemaligen Lecture des englischen Originals“ zu erinnern. Die Werke des Dichters wurden damals noch so wenig unter uns in der Ursprache gelesen, dass auch nur Wenige die feine Meisterschaft schätzen konnten, mit welcher Schlegel den verschiedenen Tönen des Originals seine deutsche Rede gefügig nachbildete, sie bald eng zusammendrängte, bald sie in freierem Flusse hinströmen liess. Es bewegt uns zum Lächeln, wenn wir in Schiller's Brief an Goethe vom 22. October 1799 lesen: „Ich habe in den neuen Band von Schlegel's Shakespeare (er enthielt König Johann und Richard II) hineingesehen, und mir däucht, dass er sich viel härter und steifer liest, als die ersten Bände. Wenn Sie es auch so finden, so wär's doch gut, ihm etwas mehr Fleiss zu empfehlen.“ — Nur in dem Kreise der näher Befreundeten fand Schlegel gleich zuerst für seine Arbeit bewunderungsvolle Theilnahme und die liebevollste Aufmunterung. Im „poetischen Journal“ (1800) pries Ludwig Tieck mit grosser Einsicht das Auszeichnende dieser „neuen, eigentlichen Uebersetzung,“ die „so manche Gemüther nicht ansprechen will;“ er glaubte, „sie sei für uns wohl die erste wahre Uebersetzung aus einer andern Sprache“ und „sollte ihn grossentheils alles fernern Gesprächs und alles Streits über diese grossen Dichtungen überheben, denn für die Deutschen liege in ihr der Commentar des Dichters“ (1, 34). Nach und nach drang diese Einsicht in immer weitere Kreise; allmählig lernte man das Vortreffliche als solches anerkennen und geniessen; man fühlte, dass Schlegel die Shakespeare'schen Werke zu einem Bestandtheile der deutschen Literatur gemacht hatte; sein Meisterwerk erlangte und behauptete das mustergültige Ansehen, das ihm gebührte.

Aber das Meisterwerk war unvollendet. Schlegel war mit Lust und Eifer auf anderen Studiengebieten thätig und hatte besonders die Pflege des Indischen erfolgreich begonnen. Und so hatte man fünfzehn Jahre lang vergeblich auf die Fortsetzung seines Shakespeare gewartet, als ein Dichter, der von früher Jugend an mit seinem reichen Gemüthe dem britischen Genius leidenschaftlich angehangen und für dessen Anerkennung vielseitig und fruchtbar gewirkt hatte, als Ludwig Tieck es unternahm, das grosse Werk zum Schlusse zu führen. Man darf es Tieck zutrauen, und er hat es kräftig genug ausgesprochen, dass er von dem schwer zu erreichenden Verdienste seines Vorgängers auf das Innigste überzeugt war; er nahm das Werk in seine Hand, weil keine Hoffnung mehr war, dass der Meister es wieder aufnehmen würde. So erschienen denn

im Jahre 1825 „Shakespeare's dramatische Werke. Uebersetzt von August Wilhelm von Schlegel, ergänzt und erläutert von Ludwig Tieck.“ Indem er sich auf seine langjährige Vertrautheit mit dem Dichter verliess, hoffte Tieck, die Arbeit binnen kurzer Zeit zu Ende zu führen. Aber wie manche seiner Unternehmungen, gerieth auch diese in's Stocken, oder vielmehr sie kam gar nicht in Gang. Die beiden ersten Bände waren da, auch der vierte kam heraus, aber der dritte, in welchem sich Tieck als Fortsetzer Schlegel's zeigen sollte, liess mehrere Jahre auf sich warten, und als er endlich 1830 erschien, brachte das Vorwort die Nachricht, Tieck besorge die früher angekündigte Ausgabe so fern, „dass er die Uebersetzungen jüngerer Freunde, die ihre ganze Musse diesem Studium widmen können, durchsehe und, wo es nöthig sei, sie verbessere, auch einige Anmerkungen den Schauspielen zufüge.“ Wer diese jüngeren Freunde seien, erfuhr man aus den Noten zum siebenten und neunten Bande: es waren der Graf Wolf von Baudissin, der seine Kenntniss Shakespeare's schon im Jahre 1818 durch eine Uebersetzung „Heinrich's VIII“ bewährt hatte, und „ein anderer Uebersetzer, der sich nicht nennen will,“ in dem man aber, und zwar mit Recht, Tieck's hochbegabte Tochter, Dorothea, vermuthete. Diese beiden arbeiteten rüstig vorwärts, Tieck nahm die Prüfung ihrer Arbeit „in fester Ordnung, in gewissen Stunden“ vor, so dass die „Umänderung und Verbesserung der Uebertragung vorrückte, die allerdings auf diesem Wege Manches, nach Umständen mehr oder minder von ihm erhalten hat,“ und am Schlusse des Jahres 1833 lag diese erste Ausgabe des Schlegel-Tieck'schen Shakespeare in neun Bänden vollständig vor.¹⁾ Was Tieck an Anmerkungen beigegeben, war geringfügiger, als man von einem solchen Kenner erwarten durfte, der seit vielen Jahren ein umfassendes Werk über den Dichter vorbereitet und oft angekündigt hatte. Er liess zwar hier und da ein hübsches und feines Wort über seinen Liebling vernehmen, beschäftigte sich aber vornehmlich mit der Kritik des überlieferten Textes und liess sich so, zum Bedauern des Lesers, auf ein Feld verlocken, auf dem er sich immer nur mit geringem Erfolge bemüht hat. Er übte jedoch seine Kritik nicht bloss an Shakespeare, er übte sie auch an den von ihm so häufig gepriesenen und aufrichtig bewunderten Uebersetzungen Schle-

¹⁾ Dorothea war an sechs Stücken thätig: „Coriolan,“ „Die beiden Veroneser,“ „Timon,“ „Wintermärchen,“ „Cymbeline,“ „Macbeth.“ Man sieht, sie wählte sich eben nicht die leichtesten. Die übrigen dreizehn rühren von Baudissin her.

gel's: er berichtigte sie nach vermeintlich besserer Einsicht. Manches, was Schlegel mit kluger Ueberlegung ausgelassen, ward von Tieck in den Text gerückt (man vergleiche in „Romeo und Julie“ die vierte Scene des zweiten Aktes“), und gar mancher Vers musste geduldig bald eine leichte Aenderung hinnehmen, bald eine völlige Umbildung erfahren. Die Alexandriner, deren Schlegel sich in „Romeo und Julie“ (Akt 2, Scene 3) bedient, wurden in fünffüssige Jamben umgesetzt; Hamlet durfte seinen ersten Monolog nicht mehr mit dem bekannten Vers beginnen: „O, schmelze doch dies allzu feste Fleisch“ — er musste jetzt dem Originale ängstlich die miss-tönenden Worte nachsprechen: „O, dass dies zu zu feste Fleisch jetzt schmelze!“ „Die schlotterichte Königin“ (*mobled queen*), die bis auf den heutigen Tag so wohl gelitten ist, musste aus der Rede des Schauspielers weichen und einer „tief entstellten“ Platz machen.

Ein solche Berichtigung seiner Arbeit konnte Schlegel nicht wohl beifällig aufnehmen. Langmüthig schwieg er eine Reihe von Jahren; als aber Anstalt zu einer neuen Ausgabe des deutschen Shakespeare gemacht wurde, gab er ohne Rückhalt seine Empfindungen kund. In einem an Reimer gerichteten sehr ergötzlichen und überaus charakteristischen Briefe (Werke 7, 281—291), der uns den alten Schlegel leibhaftig vor die Augen bringt, erhob er gar nachdrücklich Einspruch gegen das Verfahren seines Freundes. Er liebte und verehrte in diesem den Dichter; er zweifelte nicht, dass er als liebevoller Kenner, als begeisterter Ausleger der Kunst Shakespeare's manches Treffliche, aus tiefer Einsicht Geschöpfte werde vorbringen können; aber von Tieck's philologischer Tüchtigkeit schien er nicht in gleichem Maasse überzeugt, und vor Allem bestritt er dem Freunde das Recht, Stücke, die nicht unter dessen Leitung übersetzt waren, mit seinen Verbesserungen zu bedenken. Einen Theil dieser Verbesserungen wies er mit scharfer Kritik ab und verlangte, dass fortan die von ihm übertragenen Stücke, mit seinem Namen bezeichnet, unverändert, wie sie aus seiner Hand hervorgegangen, in die Sammlung aufgenommen werden sollten. Diesem billigen Verlangen willfahrte man, und in den folgenden Ausgaben wurden alle Veränderungen ausgemerzt: Schlegel's Arbeiten erschienen wieder zu ihrer ursprünglichen Form zurückgeführt und Tieck's Anmerkungen wurden nur den Stücken beigegeben, an welche seine Tochter und Graf Baudissin ihren Fleiss gewandt hatten. Diese Fortsetzungen des Schlegel'schen Werkes sind nicht gering zu achten. Sie bieten viel Schönes und Gelungenes, man vermisst weder ein liebevolles Eindringen, noch Fähigkeit und Kenntniss, und man

kann nur zufrieden sein, dass sich den Schlegel'schen Meisterstücken so sorgfältig behandelte Arbeiten anschlossen. Aber in eine Vergleichung mit jenen Meisterstücken darf man sie nicht bringen, wenn man gegen das Verdienstliche, das sie enthalten, nicht ganz ungerrecht werden will.

Wie der Poet geboren wird, so war August Wilhelm Schlegel zum wahren Uebersetzungskünstler geboren. Er schrieb im Jahre 1799 (Athenäum 2, 281): „Ich glaube, man ist auf dem Wege, die wahre poetische Uebersetzungskunst zu erfinden; dieser Ruhm war den Deutschen vorbehalten.“ Diesen Ruhm hat vor Allen er uns errungen. Mit Herder und Voss theilt er das Loos, nicht sowohl durch eigene poetische Leistungen, als durch die Kunst, mit welcher er das dichterische Gut fremder Völker uns zuführte, gross in der Geschichte unserer Poesie da zu stehen. Herder, dessen Name uns im vorigen Jahrhundert überall da begegnet, wo ein wahrhafter Fortschritt in unserer Bildung geschehen ist — Herder liess uns die Poesie der Völker in ihren ersten kindlichen Tönen rein vernehmen und leitete unseren Sinn zu einer vielseitigen Empfänglichkeit an; Voss liess das Heldenlied der antiken Welt bei uns einheimisch werden und schulte die Sprache, oft mit hartem Zwange, so dass sie zur Aufnahme auch der schwierigsten Formen geschickt wurde. Beider Eigenschaften vereinigte Schlegel, indem er sie steigerte. Wie Herder, besass er den weiten offenen Sinn, den tiefen Blick, das poetisch gestimmte, leicht erregbare Gemüth, mit dem er an den verschiedensten Erzeugnissen ferner Zeiten und fremder Völker das Eigenthümliche rasch erfasste, gleichsam ihre Seele herausführend; wie Voss eignete er sich mit gründlicher Forschung das genaueste Verständniss der Autoren an und erwarb sich eine vollkommene Herrschaft über ein weit ausgedehntes Gebiet der mannigfaltigsten Formen. Aber während er diese Herrschaft ausübte, verletzte er nicht den angestammten Charakter unserer Sprache. Er war mit ihr viel zu innig vertraut, als dass er es nöthig gehabt oder über sich vermocht hätte, sie gewaltsam zu behandeln, und vielleicht nie hat ein Uebersetzer, der seine Sprache so verschiedenen Formen anbequeme, ihr dennoch so wenig Gewalt angethan. Er bereicherte die Sprache, wie es sonst nur ein echter Dichter vermag: er drang ihr nicht das Fremdartige auf, er suchte vielmehr die Keime, die sie noch unentwickelt in sich trug, zur Entfaltung zu bringen, er entlockte ihr Schätze, die sie selbst noch nicht zu kennen schien. Er wusste genau, was in der Sprache zu wagen war, und was er wagte, war ihrer Natur so gemäss, dass es bald

nicht mehr als Wagniss erschien. Hatte er sich der Form, des Wortes und des Sinnes der Urschrift ganz bemächtigt, dann dichtete er ihr, im freien Walten seines Geistes, nach und gestaltete den Ausdruck, gleich als ob er aus der Fülle eigenen poetischen Vermögens schöpfte. Daher das originale Gepräge seiner Uebersetzungen! Daher die kühne Selbstständigkeit, die einfache Gediegenheit, die königliche Kraft, die bewegliche Leichtigkeit des Ausdrucks!

Schon früh hatte Schlegel die Grundsätze, nach denen er verfuhr, in deutlichem Bewusstsein bei sich festgestellt. Diese Grundsätze waren zugleich die strengsten und die freiesten. Er wusste, dass in einem echten Kunstwerke die Form vom Inhalte nicht geschieden werden kann, dass eine solche Scheidung das lebendige Werk in seinen zartesten Theilen unheilbar verletzt; er forderte daher, dass jeder Dichtung ihre ursprüngliche Form erhalten bleibe. Aber er wusste auch, dass, wie er es später aussprach, „Alles, selbst der Begriff der Treue, sich nach der Natur des Werkes bestimme, womit man es zu thun hat, und nach dem Verhältnisse der beiden Sprachen.“ So hat er, in der Lehre wie in der Ausführung, stets neben der buchstäblichen Treue die geistige Freiheit gewahrt. Wenn Voss in späteren Jahren jedem Autor, den er vornahm, sclavisch Wort für Wort folgte und ihn doch seiner eigenen, starren Individualität unterjochte, ihn, um es derb auszudrücken, in's Vossische übersetzte, so ward Schlegel, mit bewunderungswürdiger Gewandtheit und Frische des Geistes, jedem neuen Werke gegenüber ein Neuer, ein Anderer. Er war weder der zaghafte Knecht, noch der herrische Despot seines Autors; er lebte als Geistesverwandter mit ihm in freier Gemeinschaft, er ward ein Mitgenosse der Offenbarungen, die jenem zuerst von der Muse anvertraut worden. Es gelang ihm daher, nicht bloss die Worte des Originals in ihrem ganzen Gewichte wiederzugeben und alle Töne, die das Gedicht vernehmen liess, vom kräftigsten Laute bis zum leisesten Anklange, mit sicherem Anschlage zu wiederholen: er vermochte es auch, das geistige Element, in dem ein eigenthümliches Kunstwerk sich bewegt, zu ergreifen und, was unfassbar über den Worten schwebt, in seine Nachdichtung hinein zu bannen. Er versetzt uns ganz auf den Boden, auf dem die fremde Dichtung ihren Ursprung genommen; aber wir fühlen uns bald auf diesem Boden wie zu Hause, weil wir Nichts vom Unbehaglichen der Fremde empfinden.

Wenn die Eigenschaften, die Schlegel zum unerreichten Meister seiner Kunst erheben, in den Uebersetzungen südlicher Dichtungen, vor Allem in seinem Calderon, am glänzendsten oder vielmehr am

blendendsten hervortreten, so hat er sie doch in seinem Shakespeare am reichsten und grossartigsten entfaltet. Diese Leistung hat sich auch bis auf den heutigen Tag als die wirkungsvollste erwiesen. Kein Einsichtiger zweifelt daran, dass ein gelehrtes Verständniss Shakespeare's, ein klares Urtheil über alle Einzelheiten seiner Kunst nur durch ein unermüdliches Studium des Originals zu gewinnen sei. Wer aber am Geiste des Poeten sich auferbauen, sich des ewigen Gehalts seiner Werke versichern, wer seine Schöpferkraft bewundern, seine Kunst in ihren grossen Zügen erkennen und seine Weisheit verehren will, der mag nur fort und fort sich an den Shakespeare halten, den Schlegel unter unsere grossen Dichter, als einen einheimischen, eingeführt hat. Dass er gerade mehreren der grossen Tragödien, in denen die Leidenschaft am mächtigsten und furchtbarsten waltet, seine Hand entzogen, das bleibt ein Verlust, für den schwer Ersatz zu hoffen steht. Um so werther mögen uns die Nachbildungen bleiben, die wir von ihm besitzen! Er hat durch sie den Ruhm der deutschen Sprache erhöht und dem Genius des stammverwandten Volkes unter uns die Stätte bereitet.

In einem wahrhaft grossen Sinne hat Schlegel seine Kunst geübt. Wenn er zuweilen, in späterer Zeit, auf das Uebersetzen ärgerlich werden wollte und es scheltend eine „peinliche Knechtschaft, eine brodlose Kunst, ein undankbares Handwerk“ nannte, wenn er es vor Allem beklagte, „dass der Uebersetzer, je mehr er an Einsicht zunehme, um so mehr die unvermeidliche Unvollkommenheit seiner Arbeit fühlen müsse,“ so war er dennoch jederzeit von der Bedeutung dieser Kunst durchdrungen, und gern schliesse ich diese Skizze mit den schönen Worten, in denen er Amt und Würde des echten Uebersetzers so erhehend schildert (Indische Biblioth. 2, 255): „Der echte Uebersetzer, der nicht nur den Gehalt eines Meisterwerkes zu übertragen, sondern auch die edle Form, das eigenthümliche Gepräge zu bewahren weiss, ist ein Herold des Genius, der über die engen Schranken hinaus, welche die Absonderung der Sprachen setzt, dessen Ruhm verbreitet, dessen hohe Gaben vertheilt. Er ist ein Bote von Nation zu Nation, ein Vermittler gegenseitiger Achtung und Bewunderung, wo sonst Gleichgültigkeit oder gar Abneigung Statt fand.“
